



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfordten, Otto v.d.: Noch einmal: Ethik und Politik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Noch einmal: Ethik und Politik

Von Professor Dr. Otto v. d. Pfordten



Im ersten Dezemberheft 1914 dieser Zeitschrift hatte ich einige Gedanken unter obigem Titel veröffentlicht, vor allem um gegen die Proklamierung eines Nietzsche'schen Amoralismus als Sinn dieses Weltkriegs Stellung zu nehmen. Zwei Jahre sind seither verflossen und das Thema inzwischen vielfach erörtert worden, am bedeutendsten wohl von D. Rülpe*), Heinrich Scholz**) und jüngst von Otto Baumgarten***), dem evangelischen Theologen. Darf man sich im einzelnen vielfach Widersprechendes zusammenfassen, so ist das Ergebnis die offene Proklamierung einer doppelten Moral für den Staat und den einzelnen; für jenen wird Machiavelli verherrlicht, wenn auch leise verbessert, für diesen soll die Bergpredigt gelten. Wie ein Staatsmann die Widersprüche in sich vereinigen soll, wird nicht klar und statt dessen als „tragisch“ hingestellt; diese „ungelöste Dissonanz“, die besonders von Baumgarten, der lichtvoll über das Historische orientiert, mit erschreckender Folgerichtigkeit als der Weisheit letzter Schluß ausgegeben wird, zwingt dazu, noch einmal solcher Verwirrung entgegenzutreten.

Die Ethik kann nicht und niemals zugeben, daß es zweierlei Regelsysteme gibt, die einander noch dazu völlig widersprechen und ob das ein einzelner, und sei es Bismarck, als „tragisch“ fühlt oder ob man solche Tragik bei ihm finden will, ist dem Ethiker völlig gleichgültig. Denn tragisch ist ein ästhetischer Begriff und die Maßstäbe der Ethik sind nicht dazu da, dem betrachtenden Welt-Beschauer tragische Schauer einzujagen. Sobald man diese Folgerung zugibt, ist eine der beiden Moralen falsch; denn die Norm redet überzeitlich

*) „Die Ethik und der Krieg“. Hirzel, Leipzig 1915.

**) „Politik und Moral“. F. A. Perthes, Gotha 1915.

***) Ebenso J. C. B. Mohr, Tübingen 1916.

zu allen Menschen und kann keine Sonderausgabe für Staatsmänner veranstalten. Nur ihre Befolgung kann vernünftigerweise nicht von allen in gleichem Maße verlangt werden; dabei ist aber der Unterschied ein gradueller und kein prinzipieller. Sonst läuft diese Weisheit auf das Wort hinaus von den kleinen Dieben, die man hängt, und den großen, die man laufen läßt, zumal wenn man sie nicht in die Gewalt bekommt. Und wenn ein Theologe so gegen die ersten Grundlagen der Ethik verstößt, so ist es wohl wert, sich dreimal zu besinnen, ehe man dem Loctruf folgt, Machiavelli und Jesus zu gleicher Zeit zu empfehlen, je nachdem nur zu beliebigem Gebrauche! Da aber eine eingehende Widerlegung allein dieses Baumgartenschen Buches den Rahmen eines Zeitschriften-Artikels sprengen würde, so fasse ich meinen philosophischen Standpunkt lieber in einer Reihe positiver Thesen zusammen.

Die Ethik ist souverän, d. h. ihre Normen sind nicht von den Ereignissen, und seien diese noch so welterschütternd, abhängig. Das Sollen steht nicht im Sein geschrieben und ist nicht aus Tatsachen einfach abzulesen noch durch sie zu beweisen oder zu widerlegen. Ideale sind frei und stehen nicht unter Naturgesetzen; wie oft und wie weit sie verwirklicht werden, entscheidet weder über ihren Wert noch über ihre Geltung. Was man für eine Welt der Normen, wie sie in Ethik, Recht, Völkerrecht usw. vorliegt, aus der Erfahrung lernen kann, ist nur eine Beschränkung, nämlich auf mögliche und erreichbare Ziele, Zwecke, Ideale, eine Ausschaltung hoffnungsloser Forderungen, unerfüllbaren Sollens, unvernünftiger Ideale. Nicht nur die Politik ist eine Kunst des Möglichen, auch eine vernünftige Ethik fordert nur das dem Menschen mögliche, aber davon allerdings das höchste Maß, die denkbar beste Leistung, die sie als Muster und Vorbild hinstellt. Die Praxis, der Alltag bleibt hinter allen Normen weit zurück und dennoch sind nur sie es, die die Menschheit vorwärts ziehen, höher treiben; was auch nur einmal möglich war, das kann öfter, sollte ideal gefaßt immer geschehen, wenn es ethisch wertvoll erscheint.

Wer also Moral und Politik völlig auseinanderreißen will, muß behaupten, daß es dieser unmöglich ist, irgendwelche ethische Anforderungen zu erfüllen und die unmoralische Natur des Staates postulieren, in dessen Namen Politik getrieben wird. Vor solcher Folgerung scheut wohl jeder zurück; dann aber fällt auch die schroffe Entgegensetzung; alles wird relativ, es klafft kein Abgrund, sondern es baut sich eine Brücke. Vielleicht ist es dem Staatsmann nur viel schwerer gemacht, als dem einzelnen, ethisch zu handeln; die Entwicklung zum Ideal geht in der Politik noch langsamer, mühsamer, als bei der Individualmoral; wir müssen als Ethiker mit dem Staat noch mehr Geduld haben.

Aber die müssen wir doch auch mit den einzelnen haben! Die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen, Wirklichkeit und Ideal, Tatsache und Norm finden sich doch nicht nur beim Staate! Wenn man z. B. Baumgartens Buch liest, meint man oft, jeder einzelne lebe genau nach der Bergpredigt und nur allein der Räcker von Staat nach Machiavelli. Müssen wir denn nicht überall sehr

bescheiden sein, wenn wir das Erreichte mit der Forderung vergleichen? „D, daß dem Menschen nichts Vollkommnes wird, empfind' ich nun“, sagt Goethe-Faust. Aber gibt man darum die Normen auf, die Ideale preis!? Hören wir auf Betrug zu tadeln, Diebstahl und Mord zu strafen, weil es noch immer Diebe, Betrüger, Mörder gibt? Wer sich durch die mangelhafte Durchführung von Moralgeboten entmutigen lassen will, findet im Privatleben reichen Anlaß zu Pessimismus und brauchte nicht auf diesen Krieg zu warten oder den bösen Staat auszunehmen. Unvollkommenheit überall — dieser Fundamentaltatsache gegenüber müssen sich ethische Vollkommenheits-Ansprüche auf allen Gebieten behaupten.

Die unheilbare Trennung zwischen Politik und Moral, nach der jener nur die Aufgabe zufiele, die Macht des Staates zu fördern, dieser nur der sogenannte Altruismus, der Dienst an anderen, beruht auf einer unrichtigen Ethik. Es ist gar nicht an dem, daß das Leben für den „anderen“ zur Begründung einer solchen ausreichte; der reine Altruismus ist, wie ich in meiner bei Götschen erschienenen Ethik gezeigt habe, als Theorie ungenügend. „Selbstbehauptung“, Selbsterhaltung, Selbstvervollkommnung sind auch beim einzelnen ethische Aufgaben; selbst der altruistischste Beruf unserer Kultur, die Krankenpflege, erfordert eine Sorge des Pflegenden für sich selbst, sonst wird man selbst krank, unfähig, oder stirbt und kann jedenfalls nichts leisten. Wirklich nur für andere kann kein Mensch leben. Das Opfer ist überhaupt eine Ausnahme, nicht die Regel, und nur mit Selbstaufopferung kann man wohl sterben, z. B. für das Vaterland, aber niemals leben. Die „Selbstbehauptung“, die man der Politik für den Staat zuweist, hat auch der einzelne nötig, auch der Tugendhafteste; äußerlich hat sie ihm eben der Kulturstaat abgenommen. Nun dieser sie auf seinen Schultern trägt, scheint sie beim Privatmann unnötig; aber vor dem allgemeinen Landfrieden mußte auch der ethische Bürger in Wehr und Waffen reisen, um nicht erschlagen zu werden; Kulturpioniere in fernen Ländern und Kolonien müssen sich ohne Staatschutz helfen; schließlich jeder, wenn die Polizei nicht da ist oder versagt. Der Kulturstaat aber ermöglicht es erst dem einzelnen, viel mehr für andere zu handeln und zu leben, weil er die nächste Sorge um sein und der Seinigen Leben nicht mehr hat.

Die Bergpredigt, die immer als Typus der Ethik herangezogen wird, ist nicht die ganze Ethik, nicht einmal die ganze christliche. „Seligpreisungen“ bedeuten in der Sprache der Philosophie die Aufstellung höchster, absoluter Werte, nicht aber eine Kasuistik für den Alltag und das ganze Leben. Gepriesen wird, wem und wann es gelingt, solchem Ideal nachzustreben; politisches Tun mag da noch am weitesten entfernt sein — weit genug bleibt doch auch das Privatleben zurück hinter solchen ethischen Rekordleistungen. Sie müssen auch hier bestimmt werden nach den Forderungen des Lebens, soll eine Individualethik nicht hyperidealistisch, zwar sehr rein aber dafür desto un-

brauchbarer sein. Des Russen Tolstoj Lehren, der das Unerfüllbare verlangte, sind ein vorzügliches warnendes Beispiel; was er wohl getan hätte, wenn ein fremdes Volk auf seinem geliebten Landgut gehaust hätte, wie die Russen in Ostpreußen? Er hat es nicht erlebt, aber seine Theorie hat schon in seinem eigenen Leben Schiffbruch gelitten. Jedenfalls, wenn die Politiker nicht einfach mit der Bergpredigt durchkommen, so beweist das gar nichts; zwischen ihr und Machiavellischem sacro egoismo gibt es viele Zwischenstufen.

Denn auf der anderen Seite hat ja doch der Staatsmann nicht nur für die „Selbstbehauptung“ und Macht des Staates zu sorgen; das ist die gleiche Übertreibung, die dazu dient, den Gegensatz von Politik und Ethik zu überspannen. Macht gehört zum Wesen des Staates, ist auch eine Vorbedingung für sein Kulturleben, und nicht „Freiheit“, die statt ihrer immer genannt wird. Freiheit ohne Macht, speziell Militärmacht, nützt dem Staat gar nichts; das sehen wir heute an Norwegen, Portugal, Italien usw., deren Freiheit nur eine Vasallenrolle unter Englands Fuchtel bedeutet. Aber Macht ist der Ethik nicht diametral entgegengesetzt. Macht ist nicht ohne weiteres Recht, aber Macht schafft Recht — auch im inneren staatlichen Leben — und erhält es als solches. Was unterscheidet Recht von (philosophischer oder religiöser) Ethik? Die Macht des Staates, die hinter jenem steht, nichts anderes; die die Durchführung der Rechtsnormen erzwingt und das ethische Minimum sichert, das im Recht als Ausdruck gemeinsamen ethischen Willens lebt. Konflikte mit privaten Überzeugungen gibt es hier so gut wie in der Politik. Ein Richter muß ein Gesetz anwenden, das er für verfehlt hält; ein Geschworne kann die Institution als solche mißbilligen und muß sich doch beteiligen; wieviel Staatshandlungen mögen einzelnen widerstreben, die ihnen gegenüber immer machtlos sind. Aber nur Privatethik ohne Recht und Staatsmacht wäre doch tausendmal schlimmer!

Aber für unseren Kulturstaat ist Macht gar nicht Selbstzweck, sondern Mittel zu höheren Aufgaben und darum eben ethisch wertvoll; nur in mächtigem Staate kann sich reiches Kulturleben entfalten, dem im letzten Grunde doch die errungene Macht dienstbar ist. Steht aber gar erst der Feind im Land, dann ist es mit aller „Pfleger der Persönlichkeit“, den Humanitätsidealen und der Persönlichkeitsethik aus, die z. B. Baumgarten wieder, wie die Leute des achtzehnten Jahrhunderts, ohne und gegen den Staat betreiben will. Das hat sogar der Abgott Goethe merken müssen, als die Franzosen in Weimar eindringen; und dabei wurde er auf Napoleons Befehl noch geschont. Wenn doch endlich einmal die realen Tatsachen diese Fiktion zerstörten, als seien alle diese schönen geistigen Güter und der ganze Persönlichkeitskult vom Staat und seinem Schutz unabhängig zu denken; wiederum hätte ich gewünscht, einen Vertreter solcher Anschauungen gerade in Insterburg weilen zu lassen, als die Russen dort herrschten — er hätte nach dem Militär geschrien, wie alle anderen. Nicht für die Politiker erwirbt und erhält der Staat seine Macht, sondern für alle seine Bürger; sie dient ihrem Wohl und nicht der Befriedigung machiavellistischer

Fürsteneitelkeit und Niezscheschem Übermenschentum. Wenigstens in dem Staat, in dem wir die unverdiente Ehre haben zu leben.

Spricht man die Politik von jeder ethischen Kritik frei, so stößt man sie geradezu ins Unmoralische und muß dann konsequent jede Abscheulichkeit gutheißen, wenn sie nur angeblich zum Besten eines Staates geschieht. Denn dann gibt es keine Schranke mehr, weder was die Ziele noch die Mittel betrifft. Nein, man darf nie ermatten beide ethisch zu beurteilen; wer das nicht tut, versündigt sich geradezu am Staat. Man soll festhalten z. B. den Unterschied von gerechtem Verteidigungs- und ruchlosem Eroberungskrieg; nur muß man dabei die Vernunft walten lassen und z. B. nicht kindisch „Anfang“ nennen, wenn der erste Schuß fällt. Wer jahrelang bis in die Schulen hinein zum Kriege heßt (Frankreich) oder heimlich und heimtückisch mobilisiert (Rußland) oder dem anderen entwürdigende Zumutungen macht (England), der ist offenst. Gegen Englands Tyrannei ist jeder Krieg ein Defensivkrieg noch auf viele Jahre hinaus. Und Eroberungskrieg heißt ein solcher, der zum Zweck einer Tyrannei begonnen wurde oder um ein Land zu vernichten, wie es unsere Feinde wollten. Wenn sich aber im Laufe eines großen Krieges Eroberungen als nötig herausstellen, weil sie die einzig mögliche Sicherung des eigenen Staates bedeuten, so hat das seine sittliche Rechtfertigung. Das ist von Fall zu Fall zu entscheiden; eine Lebensgarantie allen Kleinen, versaulten, unfähigen Staaten für alle Zeiten zuzubilligen, ist töricht und nicht im Interesse höherer sozialer Gesichtspunkte. Die wertvollere Kultur muß sich ausbreiten und auch einmal eine äußere Selbständigkeit ohne inneren Wert vernichten dürfen (Serbien); auch im Privatleben verdient das Morose und Unfähige keine Erhaltung, sei es Person oder Geschäft. Das folgt gerade daraus, daß Staatsmacht nicht Selbstzweck, also auch kein absoluter Wert in jedem Falle ist, den ein Erhaltungsgesetz auf ewig zu bewahren zwänge. So kann ein gerechter Verteidigungskrieg dennoch zu Eroberungen führen; der sich vergrößernde Staat hat dann die ethische Aufgabe, seine neue Macht in Kulturleistungen für die eroberten Länder zu bewahren. Sich aber als Ziel eine für das Staatswohl unnötige Eroberung zu setzen (die Russen und Konstantinopel), lediglich, weil man das fremde Gut gern haben möchte, ist unmoralisch. Das ist ein echter „Eroberungskrieg“.

Soviel von den Zielen, die meist am schwersten zu bestimmen sind, weil die Regierungen sie verschleiern und selten so offen äußern, wie in dem sogenannten Testament Peter des Großen. Noch viel weniger wird man auf die Kritik der Mittel von Staatslenkung und Kriegführung verzichten wollen; und es gibt keinen anderen als den ethischen Maßstab dafür. Alles sogenannte „Völkerrecht“ ist vertragsmäßige Ethik, denn zum Recht fehlt ihm die erzwingende Macht. Daß es oft in diesem Kriege verletzt wurde, darf nur ein Ansporn sein, um so eifriger an dem Neubau zu arbeiten; wir Deutsche können das um so leichter, als wir wenig Tadel zu fürchten haben, sobald sich erst der Nebel von Lüge und Verleumdung gelichtet hat. Von welchem

anderen als ethischen Gesichtspunkt aus will man denn den Lügenfeldzug verdammen, den unsere Feinde gegen uns geführt haben? Und soll man nicht sagen dürfen, daß unser Verhalten gegen Belgien, ein extremer Notfall, hundertmal vornehmer und anständiger war, als das ekelhafte Vorgehen der Entente in Griechenland, für das keinerlei zwingender Grund oder Lebensnot vorlag? Es ist geradezu erschreckend, wie z. B. Baumgarten dazu gedrängt wird, die ungeheure englische Heuchelei (Freiheit der Kleinen, Kampf für Zivilisation usw.) zu verteidigen und zu entschuldigen. Heuchelei hat eine Stelle in der praktischen Moral, aber nur wenn sie ein Durchgangspunkt auf dem Wege zu sittlicher Wahrheit ist; der Schwankende heuchelt zunächst einmal „Tugend“, bis sie ihm zur zweiten Natur geworden und dann ehrlich ist. Aber von dieser psychologischen Feinheit ist doch hier keine Rede; diese Heuchelei ist auch keine Anerkennung ethischer Forderungen, sondern bewußter Betrug, Geschichtsfälschung, Verhezung.

Das Verhältnis von Ethik und Politik ist also genau wie bei der Privatmoral das einer dauernden, nie restlos erfüllten Forderung, eines Ideals, verbunden mit der Hoffnung auf einen immer größeren Sieg des Guten. Daß diese fortschreitende Moralisierung beim Staat einfach dadurch kommt, daß die Politik immer mehr demokratisiert wird, wie Baumgarten meint, ist eine irriige Hoffnung; die Volksmasse ist nicht moralischer als der einzelne und die alte Idee der Aufklärungszeit, auch Kants, nur die Monarchen machten Kriege, ist heute doch nicht mehr aufrecht zu erhalten. Am wenigsten wird die Politik moralisiert werden, wenn man aus Schrecken über die Greuel dieser Zeit die Flinten ins Korn wirft und den Staat machiavellistischen und Nietzsche'schen Prinzipien überantwortet. Wer verzweifeln will wegen des ungeheueren Abstands zwischen Sollen und Wirklichkeit, der verlebendige sich einmal den Abstand zwischen dem tatsächlichen Zustand unserer Voreltern und der Ethik, die ihnen etwa Bonifazius predigte. Ich halte diesen für größer, als den in der heutigen Politik, denn Ansätze zur Ethisierung sind hier zweifellos vorhanden; auf solche wies ich schon im ersten Aufsatz hin. Die Wahrheit siegt z. B. doch langsam über die Lüge: Amerika hat das Belogenwerden schon satt. Und ist es nicht ein Fortschritt und echt deutsch, wenn unser Reichskanzler den Einmarsch in Belgien offen beim Namen nannte, anstatt Lügen dafür zu erfinden? Das hieß nicht: Verträge gelten gar nichts; aber sie sind nicht das höchste und letzte. Über ihnen steht der Zwang der Not, der Eisen bricht — und Papier. Also muß eine Vertragsverletzung durch höhere Staatsinteressen gerechtfertigt sein; wohl ihnen, wenn Italien und Rumänien auch das von sich sagen könnten. Für die Vergewaltigung Griechenlands lag jedenfalls keine Not vor; ebensowenig für die Nichtachtung des Frankfurter Vertrags, die Frankreichs Eroberungspolitik seit Jahren zu Grunde lag. Es läßt sich also sehr wohl im einzelnen Fall nach ethischen Gesichtspunkten urteilen, wenn man seinen Verstand nicht zum Weißwaschen des alten Zynikers Machiavelli verwendet oder ethische Theorien aufstellt, die auch im Privatleben als Maßstab ungeeignet sind.

Das alles betrifft die äußere Politik; für die innere braucht man nicht so viel Worte zu verwenden, da die Zahl derer, die hier einem Immoralismus des Staatsmannes das Wort reden, wohl nur klein sein wird. Vor allem gilt es auch hier, feiner zu unterscheiden und nicht mit einem „alles oder nichts“ das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ein Beispiel, das Baumgarten heranzieht, Bismarcks Spiel mit den politischen Parteien im Reichstag, mag genügen. Es ist nicht nötig, dies ohne Einschränkung zu billigen; etwas ganz anderes ist, etwa zu sagen: die ungeheuren Schwierigkeiten bei der Reichsgründung und Ausgestaltung nötigten ihn zu dieser oder jener Maßnahme, die unter anderen Umständen nicht zu rechtfertigen wäre. Entschuldigen, erklären, aus der besonderen Lage rechtfertigen ist etwas anderes als das für allezeit als Muster hinstellen. Gerade in den Entschuldigungsgründen liegt ja die Anerkennung, daß es an sich nicht schön und vorbildlich war. Das erleben wir eben jetzt häufig, daß die Staatsvernunft zu mancher Maßnahme zwingt, die im Frieden unnötig wäre; genau so muß man im Privatleben manches tun, was man lieber nicht täte, wenn eine höhere Rücksicht es gebietet. Mit Rigorosität kommt man nirgends durch, und eine Skala einander übergeordneter Wertgruppen ist unentbehrlich. Jetzt geht das Vaterland z. B. schlechthin allem vor, jedem Privatrecht; ist es aber nicht in Gefahr, dann nicht. Darüber braucht die Ethik noch lange nicht Schiffbruch zu leiden oder ihren Anspruch selbst nutzlos aufzugeben. Denn für die Ethik gilt ohne Zweifel, daß sie Gott fürchtet und sonst nichts auf der Welt und wenn sie tausendmal mit Füßen getreten wird. Dem Staat aber, dessen Lenker es am besten verstehen werden, Staatsnotwendigkeiten mit tunlichster Berücksichtigung moralischer Forderungen zu verbinden, dem gehört die Zukunft. Möge es der unferige sein.

